



# Heimatgaue.

7. Jahrgang.

1. Heft.

## Inhalt:

P. Im and Baumgarten, Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat.  
— St. Fr. v. Savranek, Geschichte des Schlosses und Marktes Ottensheim. — S. Com-  
menda, Abriß des Ausbaues Oberösterreichs aus Gesteinen und Mineralien. — Dr. Fr.  
Morton, Vom Spanleuchter zur elektrischen Glühbirne.

### Bausleine zur Heimatkunde:

Dr. Th. Ebner, Kremsmünsterliches aus dem Jahre 1626. — G. Grill, Die Kirch-  
hamersche Pateinschule, das spätere kath. Alumnat in Münzbach. — J. Schamberger,  
Ein Beitrag zur Heimatkunde von Lambach.

### Kleine Mitteilungen:

Dr. C. Preiß, Carl Maria von Webers Beziehungen zu Osterreich. — J. Sames, Bahn-  
hofschoniken in Oberösterreich.

### Heimatsbewegung in den Gauen:

Dr. Fr. Morton, Vom Museum in Hallstatt. — Dr. Deping, Heimatbund Ottensheim,  
— S. Mathie, Heimatbestrebungen im oberen Mühlviertel.

### Bücherbesprechungen.

Mit 13 Tafeln.

Buchschmuck von Max Kislinger.

Beiträge, Zuschriften über den Inhalt, Tauschhefte und Besprechungsblätter sind zu senden an  
Dr. A. Deping, Linz, Wurmstraße 15a; Bestellungen und Zuschriften über den Bezug wollen  
an den Verlag A. Pirngruber, Linz, Landstraße 34, gerichtet werden.

Alle Rechte vorbehalten.

Heimatkundlicher Verlag

**A. Pirngruber**

Linz an der Donau, Oberösterreich

## Geologische Übersichtskarte Oberösterreichs.

Nach Krebs, Wöhlinger, Penck und den Karten der geologischen Bundesanstalt zusammengestellt  
von

**Dr. Anton König.**

39 cm hoch, 47 cm breit, mit Erläuterungen, 16 Seiten, zusammen 1 S.

## Vom Spanleuchter zur elektrischen Glühbirne.

### Ein Streifzug durch den Werdegang des Lichtes in den Arbeiterwohnstuben des innersten Salzammergutes.

(Aus dem Museum in Hallstatt.)  
Mit 6 Originalabbildungen.

Von Dr. Friedrich Morton, Rustos des Museums in Hallstatt.

Die Zeiten, in denen der Holzspan die Stube beleuchtete, sind längst verklungen und nur die Alten wissen noch von den gemüthlichen Abenden zu erzählen, die vom Schnurren des Spinnrades belebt, von Scherz und heimatlichem Gesang erfüllt waren.

Das „Spanmachen“ hat sich, allerdings zu anderem Zwecke, bis heute erhalten. Die Einheimischen haben, im Gegensatz zum Städter, eine gewisse Abneigung gegen das Einheizen unter Zuhilfenahme von Papier. Sorgfältig werden beim Holzmachen die geeigneten astfreien Stücke beiseite gelegt, sorgsam wird mit der rechten Hand das Messer geführt und der Span abgespalten. In der Arbeiter-Wohnstube des Hallstätter Museums ist der Hohl mit dieser Vorrichtung beschäftigt und bisweilen erblicken wir im Sommer ganze Bündel von Spänen, wie sie an der sonnigen Hauswand trocknen.

Doch früher hatte der Span nicht nur den Ofen zu prasselndem Leben zu erwecken, er spendete auch gemüthliches Licht. Viel wars freilich nicht, aber die Altvorderen waren nicht so anspruchsvoll und wenn es eine dringende Arbeit gab, die noch am Abend erledigt werden mußte, nahm die Hausfrau auch das Licht der züngelnden Ofenflammen zu Hilfe.

Der Spanleuchter (Abb. 1) bestand aus gewichtigem Eisen und konnte unten auf einen Holzgriff aufgesteckt werden. Eine federnde Vorrichtung hielt den Span fest, der je nachdem, ob er steiler oder mehr schräg gehalten wurde, langsam oder rascher abbrannte. (Gesamtlänge des abgebildeten Spanleuchters: 42 cm.)

Das Unschlitt oder „Inschlitt“ spielte bei der bergmännischen Bevölkerung eine große Rolle. Es erhielten die ärarischen Arbeiter der Kammergutssalinen vom Staate eine gewisse Menge Unschlitt zum limitierten Preise (1796 ein

Pfund um 8 kr.). Was sich nun der Arbeiter von dem zugewiesenen Unschlitt bei der Arbeit ersparte, brachte er heim. Es wurde ebenfalls in Licht umgesetzt oder — verspeist. Wir müssen uns, um solche Gepflogenheiten zu verstehen, stets die große Armut der damaligen Arbeiter vor Augen halten. So bezog ein Häuer nach Schultes<sup>1)</sup> im Jahre 1796 1 fl 30 kr. wöchentlich und der durchschnittliche Arbeitslohn eines Mannes betrug 20 kr. täglich. 1 Pfund geschmolzenes Unschlitt kostete 1767 7 bis 7½ fr., 1798 aber bereits 12 bis 16 fr., ohne daß die Löhne merkbar nachgefolgt wären. 1 Pfund Unschlittkerzen kostete 1767 8 bis 11 kr. und 1798 17 bis 18 kr. Kein Wunder also, daß mit der Beleuchtung gespart wurde, daß der Salinenarbeiter das erübrigte Unschlitt heimbrachte, wenn er es nicht vorzog, es durch Geld ablösen zu lassen.

Damals gab es noch „Kerzenbretter“ (Abb. 2). Es waren dies nahezu kreisrunde Brettchen mit zwei Griffen an zwei Seiten. Das abgebildete, im Hallstätter Museum aufbewahrte, hat eine Gesamtbreite von 31·5 cm, wovon je 9 cm auf den Griff und 13·5 cm auf den Scheibendurchmesser entfallen. Die Scheibe trägt in konzentrischer Anordnung 19 Löcher mit je 6 mm Durchmesser. Die Größe des Kerzenbrettes wie der Löcher wechselt von Brett zu Brett. Im Hallstätter Museum befindet sich eine ganze Anzahl verschiedener Kerzenbretter.

Zu einem Kerzenbrett gehört ein Kübel, in dem sich über einer Schichte warmen Wassers das flüssige Unschlitt befand. Durch die Löcher wurden die Dochte gezogen. Sie wurden ober dem Brette je durch einen quergestellten Holzspan oder etwas anderem festgehalten und hingen an der Unterseite des Brettes

<sup>1)</sup> J. A. Schultes, Reisen durch Oberösterreich 1809.

frei herab. Nun wurde „getunkt“. Die Dochte (am Brett) wurden in den Unschlittkübel eingetunkt, wieder herausgezogen, wobei das Unschlitt erstarrte, wieder getunkt und so fort, bis die Kerzen die gewünschte Dicke erreicht hatten. Meist wurden diese Kerzen unten etwas dicker (Abb. 2a).

Bevor es ans Kerzentunken ging, wurden die Dochte entsprechend vorbereitet. Die Hausfrau setzte sich vor ein Tischchen. In dessen Platte war links ein senkrechter Stift eingetrieben, rechts stat ein Messer mit der Spitze in der Platte.

Nun nahm die Hausfrau vor dem Tischchen Platz. Ein Stück des Dochtes, der oft ein ganzes Knäuel bildete, wurde um den Stift als Schlinge gelegt. Beide Enden der Schlinge, die vom Stifte bis zur Sitzenden reichte (diese hatte also das wirkliche Ende des Dochtes in der Hand und das mit dem Knäuel in Zusammenhang stehende Stück), wurden mit der linken Hand straff gehalten, während die rechte Hand mit Unschlitt die beiden Dochtstücke einrieb. An der Schneide des rechts befindlichen Messers konnten dann die entsprechenden Dochtlängen abgeschnitten werden.

In dem Kerzenzimmer befand sich außer dem Unschlittkübel auch noch eine Leiter (gewöhnliche Dachleiter). Diese lag wagrecht auf zwei Stühlen und diente als Unterlage für jene Kerzenbretter, deren Dochte bereits getunkt waren. Dort blieben die Kerzenbretter zum Ablaufen und völligem Erstarren. Im selben Raume oder in der Nähe war eine Feuerstelle, wo für die Erwärmung von Wasser und Unschlitt gesorgt wurde. In Diderots und d'Alembert's Enzyklopädie findet sich ein ansprechendes Bild einer Lichtzieher-Werkstätte.<sup>2)</sup> In Hallstatt ist auch die Erinnerung an diese häusliche Beschäftigung nahezu gänzlich geschwunden.

Daneben gab es auch Unschlittlichter, ähnlich den heutigen, in einer Blechform eingegossenen Grabkerzen. Simonh<sup>3)</sup> er-

zählt in seiner ausgezeichneten Schilderung der Verhältnisse im inneren Salzkammergute um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, daß in den Wirtschaftshäusern „Talglichter“ brannten.

Ähnliche Verhältnisse schuf die Verwendung des Oles. Hauptsächlich wurde Rübßenöl verwendet. Die Bergleute und Pfannhauer saßten es aus, setzten ihre Ölbedel<sup>4)</sup> in Betrieb, sparten, was nur möglich war und brachten den Überschuß heim.

Als Lampe diente die Ölkugel (Abb. 3). In einem aus Holz gedrehten einfachen Leuchter steckte mittels eines Zapfens eine Glaskugel, die oben eine runde Öffnung besaß. Der Docht wurde durch eine metallene Hülse geführt, die an den Seiten Löcher besaß und oben in zwei bis vier wagrecht ausgebreitete Streifen ausging, die den „Brenner“ am Rande der Öffnung festhielten.

So eine Ölkugel verbreitete schwaches Licht. Auch erfordert sie ebenso, wie dies ja bei den Unschlittlampen oder den Ölbedeln nötig ist, eine gewisse Beachtung. Der verbrannte, verkrustete Docht muß mit irgend einer einfachen „Lichtsehere“ gereinigt und dann nachgezogen werden. Auch bei ihr waren die Bewohner ab und zu genötigt, die Hilfe der Ofenflamme in Anspruch zu nehmen. Aber sie war gemächlich, sie verletzte das Auge nicht durch die Helle der elektrischen Lampe, verbreitete vielmehr ein Dämmerlicht, das nur im nahen Umkreis den Anspruch auf eine gewisse Helligkeit erhob und sich gegen die Winkel hin in geheimnisvolle Schatten verlor, in denen die Sagen und Erzählungen des Volkes geboren wurden.

Nach Schultes kostete 1767 1 Pfund Baumöl 15 kr., im Jahre 1798 aber 24—28 kr. Die ganz Armen verschmähten das Rübßenöl sogar bei den Mahlzeiten nicht. Es wurden „Apfelrabeln“, „Spageln“ und andere Sachen drinnen gebacken und noch heute leben Salzkammergutler, die zu erzählen wissen, wie das Rübßenöl in ihrer Kindheit von der Mutter beim Kochen verwendet wurde und wie sie bei schlechteren Öl-

<sup>2)</sup> Vgl. auch das Bild „Der Lichtzieher“ in der Schrift „Lampen und Leuchtkörper aus früheren Zeiten“ (S. 15) in „Licht und Lampe“, Heft 2—5, 1926, von Alfred Bösenberg.

<sup>3)</sup> Simonh, Fr.: Holztechnie im Salzkammergute. Ein Beitrag zur Kunde von Land und Leuten. Österreichische Revue, V, 1867. Elfte Heft, S. 131—141.

<sup>4)</sup> Meine Arbeit „Vom Leuchtsplan zur Äthylenslampe“ im nächsten Heft der „Heimatgaue“ wird darauf eingehen.

arten als Vortrupp Brotstücke ins Öl warf, daß sie den schlechten Geruch anzogen!

Neben den Ölfugeln gab es auch „Lampen“ aus Blech, die schon etwas weniger einfach gebaut waren (Abb. 4). Aus einem ellipsenförmigen Behältnis fließt das Öl durch eine schwach geneigte Röhre zum Dochte. Dieser befindet sich in einem T-förmigen Hohlraum. In dem zum Ölbehältnis senkrecht gestellten Teile dieses Hohlraumes kann eine Zahnstange aus Messing auf- und abgedreht werden. In ihrem unteren Ende ist sie gespalten und vermag mittels einer Klemme den Docht festzuhalten, der also durch Empordrehen der Zahnstange gehoben werden kann (Abb. 5). Auf dem Ölbehältnis ist ein kreisrunder Schirm befestigt. Die Höhe der Lampe samt Schirm beträgt 28 cm, die Länge der Zahnstange 10 cm, die Breite des Ölbehälters 10 cm, seine Höhe 2,5 cm.

Ich habe diese „Sturzlampe“ ebenso wie alle anderen im Museum befindlichen wieder instand gesetzt, um ihre Wirkung kennen zu lernen. Unter dem Schirme quillt gelbliches Licht hervor, das auf einem mittelgroßen Tische Lesen und Schreiben ermöglicht. Durch den undurchsichtigen Schirm wird nur der Tisch beleuchtet, während auf das Auge selbst kein Licht dringt. Die Lampe brennt, falls keine Luftbewegung herrscht, vollkommen rauch- und geruchlos, das Fahrrad ermöglicht ein Heben des Dochtes, der nicht eigens mit einer Zange oder dgl. angefaßt zu werden braucht.

Es ist außerordentlich bezeichnend für die Gitzugsgeschwindigkeit, mit der eine Einrichtung die andere ablöst, daß der frühere Besitzer dieser Lampe im Jahre 1920 keine Ahnung mehr hatte, wie sie in Betrieb zu setzen sei, obzwar er noch um 1880 in ihrem Scheine gearbeitet hatte!

Die Öllampen wurden von den Petroleumlampen abgelöst. Die ersten Petroleumlampen entsprachen im Wesen der zuletzt beschriebenen Öllampe. Ein mit Gentel versehenes Glasgefäß, das

mit seinem ebenen Boden unmittelbar aufgesetzt wurde, trug oben einen Hals, in den ein Kork eingeseht wurde. Dieser war durchbohrt, um ein Blechröhrchen aufzunehmen, in dem der Docht mit Hilfe eines einfachen Zahnrades auf- und abbewegt werden konnte. Ein Zylinder fehlte. Das Behältnis hatte einen Durchmesser von 7,5 cm und eine Höhe von 6 cm. Die Gesamthöhe betrug 11–12 cm.

Es ist recht bezeichnend, daß diese Lampen, die mitunter recht rauchten und kein sonderliches Licht verbreiteten, noch heute in einzelnen Geschäften zu haben sind, daß also neben der Raschlebigkeit ein großes Beharrungsvermögen steht.<sup>5)</sup>

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die eben erwähnte Petroleumlampe in abgelegenen Gehöften noch in Verwendung steht. Ansonsten hat das elektrische Licht alle übrigen Beleuchtungsarten verdrängt. Nur die Kerze behauptet sich, nicht zuletzt als Nothelferin bei Lichtstörungen.

Bei arm und reich verbreiten jetzt die elektrischen Lampen ihr grelles Licht. Die Gleichheit der Beleuchtungskörper und die als Duzendware auf den Markt geworfenen Schirme bringen eine starke Eintönigkeit und Müchternheit mit sich. Mit völliger Selbstverständlichkeit wird die Sauberkeit, Bequemlichkeit und Stärke des elektrischen Lichtes hingenommen. Elektrische Taschenlampen und Leuchstäbe finden großen Absatz und die Erzeugung elektrischen Stromes durch eine Dynamo auf dem Fahrrad bedeutet auch keine staunenswerte Besonderheit mehr.

So gehören die alten Lampen ebenso wie die Gemütlichkeit, die in ihrem bescheidenen Lichtkreise lag, einer versunkenen und vergessenen Zeit an.

<sup>5)</sup> Der österreichische Heerführer Feldmarschall-Leutnant Jung, der seinen Lebensabend in Wien verbrachte und hochbetagt 1909 starb, blieb — wohl als letzter — der alten, ähnlich gebauten „Moderateurlampe“ für Öl mitten im Großstadts-trübel bis an sein Ende treu, wie sein Heim überhaupt ein heute versunkenes Städtchen mitten in einer neuen Zeit war — ein städtisches Gegenstück zur ländlichen Beharrungskraft unseres Bergvolkes. Dy.





Abb. 1: Spannteuchter.

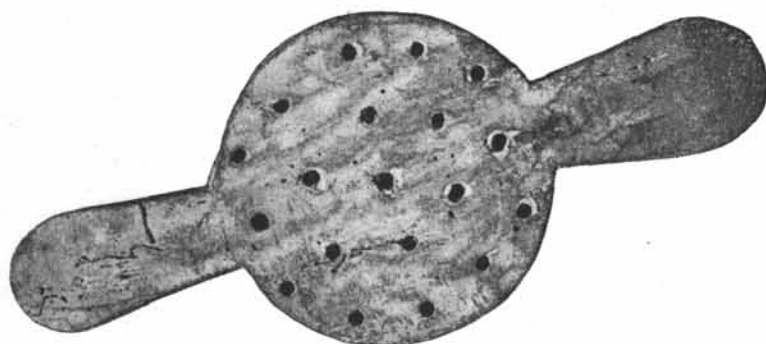


Abb. 2: Kerzenbrett.

Morton, Vom Spannteuchter zur elektrischen Glühbirne.

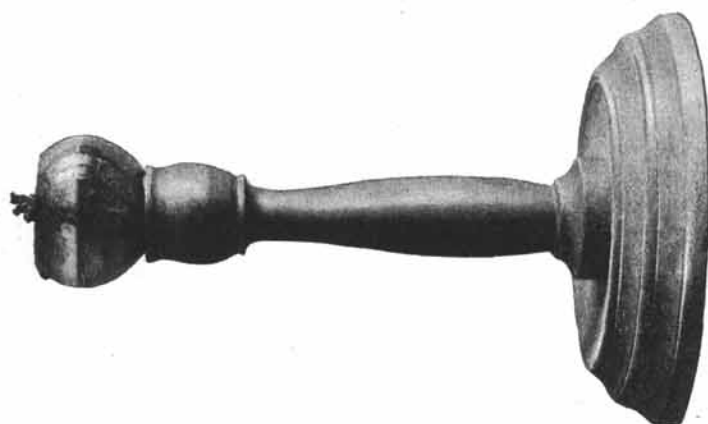


Abb. 3: Stängel.

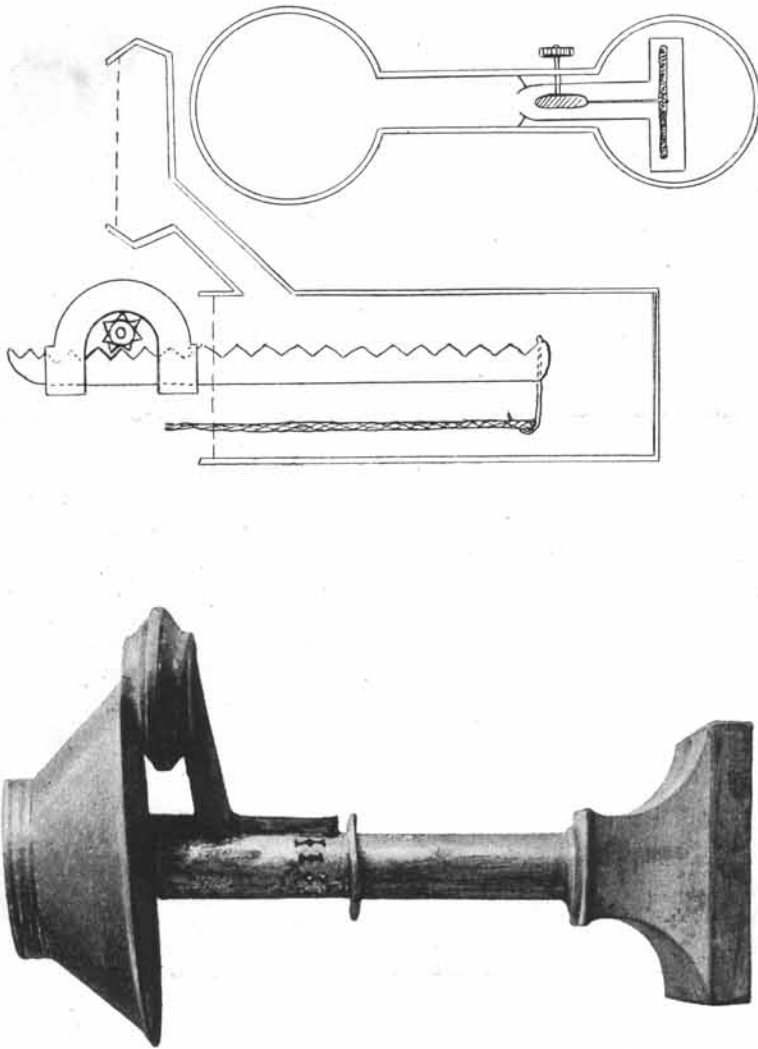


Abb. 4: Sturzlampe.  
Morion, Vom Spanleuchter zur elektrischen Glühbirne.

Abb. 5: Sturzlampe, Schnitt.





**Kerzentunken.**

Nach einem Aquarell im Museum in Hallstatt.  
(Morton, Vom Spanleuchter zur elektrischen Glühbirne, Abbildung 2a.)